



„Die Sprache steht in der Mitte zwischen den beiden Gebieten der Natur und des Geistes. Auf der einen Seite ein natürlich Gewordenes, das keines Menschen Witz ersonnen und gebildet hat, das aus der Natur des menschlichen Wesens mit Notwendigkeit hervorgeht, und dessen Gestaltung von der Willkür des Einzelnen ebenso unabhängig ist, wie der Organismus des Leibes und wie der Bau der Pflanze; auf der anderen Seite aber freie Tat des Geistes, welcher nirgends den Stoff selbständiger zu beherrschen scheint. Darum gibt es kein treueres Abbild des Volks- und Menschengeistes als die Sprache; mit der Feststellung seiner Sprache beginnt die selbständige Geschichte des Volkes, und der Einzelne bekundet seine geistige Reife, indem er der Sprache mächtig ist. So wunderbar vereinigt sie in sich das Wesen freier Selbstbestimmung und natürlicher Entwicklung, so durchdringt sich in ihr Freiheit und Notwendigkeit.“

Ernst Curtius.

Kapitel I.



Das zentrale Problem der Sprachwissenschaft.

Im Anfang war das Wort. Diese Worte stehn sinn- und bedeutungsvoll am Eingang des grossen Grimmschen Wörterbuches, darauf hinweisend, dass die Sprache von Anbeginn gewesen, dass sie mit dem Menschen geboren sei; sie führen unsern Geist in weit entlegene Zeiträume, und wenn wir sie in ihrer tiefsten Tiefe verstehn, stellen sie ihn vor ein grosses Rätsel, vor die Frage nach Wesen und Ursprung der Sprache. Woher sind sie, diese zahllosen Sprachgebilde, in die wir von Kindesbeinen an unsre Wünsche, Empfindungen und Gedanken kleiden? Wie kam der Mensch dazu, gerade mit diesem Laut diese Vorstellung, mit jenem jene andre dauernd zu verknüpfen? Alte Frage und ewig neues Rätsel, noch immer ungelöst von dem rastlos forschenden Menschengeste! —

Erscheinungen die gleiche Beachtung wie die grossen. Wenn man am Ende des Jahrhunderts sich einmal rückblickend Rechnung ablegte, was die junge Wissenschaft in der verhältnismässig kurzen Zeitspanne geleistet hatte, so konnte man mit berechtigtem Stolze bekennen, es war über Erwarten viel. Wo vor kaum hundert Jahren noch ein grosses, leeres Feld zu finden war, da sah jetzt das Auge überall angebaute, von fleissigen Händen stets neu bestellte Fluren. Mochte der Blick schweifen von den heiteren, märchenumwobenen Ufern des Ganges und Indus über die europäische Kulturwelt hinweg bis dahin, wo die schäumenden Wogen an den rauhen Klippen Irlands sich brechen, so erklang auf dem weiten Gebiete wohl kaum eine Sprache, die nicht ihren würdigen Forscher gefunden hätte. In der Tat, die historische Denkweise hatte auf dem Gebiete vornehmlich der indogermanischen Sprachwissenschaft glänzende Resultate gezeitigt — allerdings, so müssen wir hinzufügen, nicht, ohne erhebliche Opfer zugleich zu bringen.

Die tiefsten Sprachprobleme, vor allem das zentrale Problem, was bedeuten im letzten Grunde die zahllosen Sprachformen, warum verbindet sich mit dieser bestimmten Lautform gerade dieser bestimmte Begriff, waren allmählich aus dem Gesichtskreise der historischen Sprachwissenschaft geschwunden und mussten daraus schwinden. Zwar waren in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts noch ernste Forscher der Frage der Etymologie, die seit dem Altertum den menschlichen Geist immer wieder beschäftigt hatte, näher getreten; sie hatten sie sogar, wie der geniale Pott, zu einer gewissen Lösung zu bringen geglaubt, in Wirklichkeit aber sich dabei eines ähnlichen freien Spieles schuldig gemacht wie so mancher Etymologe vor und nach ihnen. Die Folge war, dass die Vertreter streng exakter Forschung die Etymologie aus dem ersten Tempel der Wissenschaft überhaupt verbannt und in das Reich müssiger Spekulation verwiesen wissen wollten. Hatte doch die Etymologie noch nie ihrem Namen Ehre gemacht, die Lehre der Wahrheit (*ἔννοος* = wahr) zu sein! — Man kann nur zu gut verstehn, wie gerade ernste, um die Wahrheit der Dinge bemühte Forscher wie ein Schleicher lieber entsagende Selbstbescheidung in der Erkenntnis üben als immer wieder einem zwar verlockenden, aber trügerischen Spiele mit der Wahrheit zum Opfer fallen wollten. Aber — und das ist die Kehrseite der Betrachtung — wir verstehn ebenso gut, ja fühlen noch tiefer die brennende Sehnsucht des 18. Jahrhunderts, wie sie die Seele eines Herder erfüllte, den Drang des Menschengestes, gerade dieses tiefste Geheimnis der Sprache abzuringen. Ja noch mehr: wir müssen bekennen, dass Probleme wie die Etymologie der Sprachwissenschaft erst ihren eigentlichen Reiz verleihen, dass ihnen gegenüber alle sprachhistorischen Fragen sogar von untergeordneter Bedeutung sind. „Oder welche Frage ist interessanter,“ um mit einem so

weitblickenden Sprachforscher wie Freiherr Georg von der Gabelentz zu reden, „wie ein Wort oder eine Wortform vor so und so vielen tausend Jahren geklungen hat, oder jene andre, wie der menschliche Geist dazu gekommen ist, seine Vorstellungen in die und die Lautformen zu kleiden?“ — Denn was will und kann die historische Sprachforschung im Grunde leisten? Die Entwicklung der sprachlichen Erscheinungen soweit verfolgen, wie die geschichtlichen Belege reichen. Wo diese aufhören, ist auch die historische Forschung am Ende und steht vor dem unendlichen Ozean der Unerforschlichkeit, den sie nicht überschreiten kann. Sie hat kein Mittel mehr in der Hand, auch nur ein kleines Stück dem Strome der Entwicklung weiter aufwärts zu folgen, die die Sprache in dem langen Zeitraume vor jeder schriftlichen Aufzeichnung durchmessen hat, geschweige denn bis zu der Quelle aufzusteigen, aus der die unzähligen Sprachformen, wie sie uns gleich bei ihrem Auftreten in der Geschichte bis zur Stunde entgegentreten, geboren sind. Und gerade in der Erreichung dieses letzten Zieles liegt eine der höchsten und zugleich reizvollsten Aufgaben der Sprachwissenschaft beschlossen, sodass es den forschenden Geist immer wieder mit Allgewalt treiben muss, in die geheimnisvollen Tiefen hinabzusteigen, wo er dem ersten Rauschen des jungen Sprachquelles begegnet, möglichst dorthin, wo Körper und Geist der Laute zum ersten Male ihren innigen Bund schliessen.

Wir stehn damit vor dem Problem der Sprachschöpfung, das gleichbedeutend ist mit der Frage nach dem innersten Wesen des Wortes. Es müssen doch Gründe dafür vorhanden sein, weshalb das einzelne Wort gerade den von ihm ausgedrückten Gegenstand bezeichnet, und es darf doch auch nicht jeden beliebigen andern bezeichnen können: zwischen Lautkörper und Begriff muss irgendwie von Anbeginn eine innere, naturnotwendige Verbindung bestehn. Im andren Falle hörte alles Forschen auf; auf dieser Voraussetzung ruht, bewusst oder unbewusst, die ganze vergleichende Sprachwissenschaft wie auf einem granitnen Sockel. Dieser einfache Gedanke muss uns als Leitstern bei der Lösung der Frage führen: Auf welche Weise sind die tausend und abertausend Wortgebilde entstanden, wie wir sie Tag für Tag in unsrer Muttersprache sprechen, wie sie uns in der griechischen und in der lateinischen Schwestersprache, kurz in allen Sprachen der indogermanischen Völker entgegentreten? Indem zwischen dem Lautkörper und der Bedeutung der zahllosen Sprachgebilde ein inneres Band bestehn muss, muss diese unendliche, zunächst verwirrende Vielheit der Wortgebilde hervorgegangen sein aus einer einfachen Einheit, ähnlich wie die mannigfaltigen Schöpfungen der übrigen Natur bei aller Verschiedenheit eine tiefe Einheit durchzieht. Es gilt also, die Einheit in der Vielheit der Sprachgebilde überall

aufzudecken, die Gesetze zu erforschen, nach denen die Sprache den ungeheuren Reichtum ihrer Gebilde geschaffen hat. Diese Gesetze aber müssen dieselben sein, nach denen die Sprache sich weiter entwickelt hat. Da nun das Wesen eines Wortes an seine Wurzel gebunden ist, die gleichsam seine Seele enthält, während alles andre wie Endung, Suffix usw. nur sein äusseres Kleid ausmacht, in dem andre Wörter ebenso gut erscheinen können, so ist uns unser Weg klar vorgezeichnet, indem wir überall durch das Sekundäre hindurch zum Primären vordringen, und das Problem der Sprachschöpfung spitzt sich zu in der einen Aufgabe: die Vielheit der Urgebilde der Sprache, der sog. Sprachwurzeln, zurückzuführen auf eine einfache Einheit. Wir treten also an die Sprache mit einem grossen treibenden Gedanken heran, der den Schlüssel zu ihren Geheimnissen führen muss, mit einer philosophischen Idee, die den ungeheuren Sprachstoff zunächst der indogermanischen Sprachfamilie dadurch zu beherrschen sucht, dass sie das Einzelne im Ganzen und das Ganze im Einzelnen erkennt, mit jener intuitiven Anschauung eines Goethe und Spinoza, die jede Einzelercheinung als Teil eines grossen Organismus in seiner innersten Bedingtheit, in seiner Notwendigkeit erblickt und darum überall Gesetz sieht.

